

Gleich drei geschichtsträchtige Städte reihen sich im Saaleal hintereinander wie Perlen an einer Schnur. Erst lockt Naumburg mit seinen weithin leuchtenden Domtürmen, dann das von einem mächtigen, frühbarocken Schloss gekrönte Weißenfels, schließlich die alte Bischofsstadt Merseburg. Doch die Kulturlandschaft ist das eine. Das andere sind die Menschen, die dort leben, ob sie es wollen oder nicht.

Vor fünf Jahren gewann der Landtagskandidat der AfD hier fast vierzig Prozent der Zweitstimmen. Das war kurz nachdem die Flüchtlingswelle im Burgenlandkreis ihren Scheitelpunkt erreicht hatte. Bei den Versammlungen, auf denen die Leute ihrer Wut Luft machten, saß auf dem Podium auch Martin Papke, der Jugendreferent der katholischen Kirchengemeinde St. Elisabeth. Papke war aber auch jedes Mal zur Stelle gewesen, wenn ein Bus mit Migranten die einst blühende Arbeiterstadt erreichte.

Angst vor Ungewohntem kennt der breit-schultrige Mann mit einem Hipsterbart nicht. Dazu hatte er sich zu lange in den Slums von Cebu City auf den Philippinen durchschlagen müssen. Sein Vater wollte dort als Entwicklungshelfer arbeiten und hatte zusammen mit seinem damals zwölf Jahre alten Sohn alle Brücken hinter sich abgebrochen. Doch der Vater wurde krank, Martin lernte Schweine schlachten – und was Jungendgas sind. Und er lernte einfache Leute kennen, die gläubig waren. Der Junge aus Dessau wurde katholisch.

Ein paar Semester Architektur am Bauhaus, dann der Wunsch, Priester zu werden, schließlich ein Studium mit dem Ziel Gemeindefreier, dann auch noch einen Master in Caritaswissenschaft. Papkes erster Einsatzort: die alte Kommunistenhochburg Weißenfels und damit bei Katholiken, denen die Repression zu DDR-Zeiten noch heute in den Knochen steckt: Als Flüchtlinge oder Vertriebene aus Schlesien und dem Sudetenland waren sie Fremde, als Katholiken oft ohne Aussicht auf einen höheren Bildungsabschluss. Die Kirche St. Elisabeth war Heimat und Schutzraum zugleich.

„Machen wir uns nichts vor: In 15 Jahren ist die Gemeinde ausgestorben“, sagt Papke unverblümt. Aber schon ist die Thermoskannen-Metapher Geschichte, die Papke für die DDR-Kirche geprägt hat: „Innen heiß, außen kalt“. Der Jugendreferent hat sein Büro nicht neben der Kirche, sondern in einem ehemaligen Jeansladen mitten in der Fußgängerzone. Halbstarke beschallen den öffentlichen Raum mit Ghettoablastern. Jugendliche aus der Pfarrei und Jugendliche aus dem Nahen Osten haben die Räume gemeinsam gestaltet. „Wir wollten einen Raum schaffen mit einem ästhetischen Anspruch, wo klar ist, Kirche kann auch schön sein“, sagt Papke. Und nicht nur für sich da sein. „Wenn ich sonntags in die Kirche gehe, muss das Konsequenzen für meinen Nachbarn haben.“

Aber wer sind die Nachbarn in einer Stadt wie Weißenfels mit einem großen Prekariat, in der ein Schlachthof der größte Arbeitgeber ist und ganze Straßenzüge abgerissen wurden, um Leerstand und Entvölkerung nicht noch brutaler ins Auge springen zu lassen? „Wir haben uns gefragt, was die Zeichen der Zeit sind“, erzählt Papke vom Jahr 2018. Die Antwort war eine Idee, wie aus einer entvölkerten Innenstadt wieder eine bevölkerte werden könne. Das Zauberwort war „Streetfood“: eine Ausschreibung an den Schulen, wie fahrbare Verkaufstände aussehen könnten; diese in den Räumen der „Jugendcitypastoral“ in der Jüdenstraße selbst gebaut oder bauen lassen; ein Video für Youtube produziert; Nachbarn, Schulen und Gastronomen aus der Stadt angesprochen. Zwanzig Gruppen waren an einem Samstagvormittag 2018 am Start. An den ersten Ständen waren die selbst zubereiteten Speisen schon bald ausgegangen – und 10 000 Leute waren gekommen.

So „geil“ die Tage selbst gewesen seien, so wichtig waren in Papkes Augen die Vorbereitungen. Die Stadt hatte auf die Idee nichts gegeben. „Da hat sich gezeigt, dass Kirche eigentlich der beste Player in der Gesellschaft sein kann, um versprengte Gruppen wieder zusammenzuführen.“ Einer, der mit Kirche nichts am Hut hat, nannte ihn den heiligen Martin.

Bei dem einen Wochenende ist es nicht geblieben. Ende August findet das mittlerweile vierte Streetfood-Festival statt. Die örtliche CDU hat Papke als Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters aufgestellt. „Ich habe ein naives Denken, dass man Dinge von innen her verändern kann. Das gilt für die Kirche, das gilt für die Gesellschaft.“

Wie mit dem Lineal gezogen, zieht sich die Trasse der Bahn durch die flache Landschaft östlich von Torgau. Rechts und links fliegen Felder vorbei, selbst am Horizont grüßt nichts, was darauf hindeuten würde, dass es außer kleinen Dörfern noch die eine oder andere Stadt gäbe. Mag der Großraum Leipzig inzwischen Menschen anziehen wie ein Magnet, die Sogwirkung Berlins bis weit nach Süden reichen, so scheinen die Uhren im Land zwischen Elbe und Schwarzer Elster rückwärts zu laufen. Wo 1990 142 000 Menschen wohnten, leben im heutigen Landkreis Elbe-Elster gerade noch 100 000. Ein Ende des Schrumpfungprozesses ist nicht abzusehen. Nach der Bevölkerungsforschung des Landes Brandenburg werden es am Ende dieses Jahrzehnts nochmals 10 000 weniger sein.

Miriam Fricke und Stephan Werner kennen diese Zahlen. Aber was sollen sie ihnen sagen? Vor drei Jahren ist die Gemeindefreierin nach Südbrandenburg gezo-



DDR trifft Kirche: Die Plattenbauten mussten den Kirchturm von St. Marien in Schönebeck/Elbe überlagern.

Fotos Jens Gyarmaty

Daniel Deckers

Katholisch im Osten

Nirgends in Deutschland gibt es weniger Christen als im Land der Reformation; von den 75 000 Katholiken im Bistum Magdeburg gar nicht zu reden. Wie überlebt diese Minderheit? Indem sie nicht in sich verharrt, sondern die Gesellschaft schöpferisch gestaltet. Beobachtungen zwischen Schönebeck, Halle, Weißenfels und Liebenwerda.

gen, der Priester, der erst Elektriker gelernt hat und dann Mathematiker wurde, kam kurz vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie. Beide wirken so, als wollten sie bleiben – wie die meisten der noch rund 1300 Katholiken, die über eine Fläche verstreut leben, die so groß ist wie ein Landkreis.

Vor mehr als 15 Jahren hat man hier, im äußersten Osten des Bistums Magdeburg, die damals noch fünf rechtlich selbständigen Kirchengemeinden aufgelöst und zu einer einzigen Pfarrei zusammengefasst. Dem Zusammenhalt unter den Katholiken scheint das nicht geschadet zu haben. Wo man ohnehin für vieles weite Wege in Kauf nehmen muss, ist auch der (lange) Weg zum Sonntagsgottesdienst eine Selbstverständlichkeit. Der findet in wechselndem Turnus weiterhin in allen fünf Kirchen statt. Keine einzige wollten die Verantwortlichen um den Magdeburger Bischof Gerhard Feige aufgeben. Gerade in der Diaspora braucht es feste Orte – und Menschen wie Miriam Fricke und Stephan Werner.

Als die Corona-Zahlen stiegen, haben die beiden eine Maskennähtaktion initiiert und in der Facebook-Gruppe der Stadt beworben. „Für viele war das total fremd, dass es hier eine katholische Kirche gibt“, sagt Fricke. Mit der evangelischen Kirche sei es anders. Die Protestanten sind nicht nur zahlenmäßig stärker und mit der Kirche am Markt im Stadtbild präsent, sondern waren schon zu DDR-Zeiten einer der wenigen Kulturträger.

„Wir haben anders keine Gruppen, sondern machen eher Projekte, etwa die Sternsinger“, sagt Miriam Fricke. „Aber wir schauen von Anfang an, was wir ge-

meinsam machen können.“ Katholiken gehen mit der gleichen Selbstverständlichkeit in den evangelischen Singkreis wie die katholischen Kinder zum Kinoabend in die evangelische Kirche.

Was mittlerweile auch selbstverständlich ist: Geleitet wird die Pfarrei nicht mehr von dem Priester, sondern von einem Team aus Ehren- und Hauptamtlichen. So lebt an jedem der fünf Kirchorte eine Person, die Verantwortung übernimmt. Ob Priester oder Familienmama, das spielt keine Rolle. „In einem Team sind immer mehr Perspektiven da“, sagt Fricke und lacht: „In Falkenberg haben wir gar keinen Schlüssel von der Kirche, den holen wir uns von den Ehrenamtlichen ab. Da sind wir sehr entspannt.“

Als während der dritten Pandemie-Welle der Landkreis Elbe-Elster wegen extrem hoher Indizes Schlagzeilen machte und ein Gottesdienst oder klassische Seelsorge nicht zu denken war, haben Fricke und Werner über Wochen in Vollzeit in zwei staatlichen Pflegeheimen mitgearbeitet. Sie erzählen dies so unbedeutend, als sei nichts selbstverständlich, als die Sorgen und Nöte der Menschen zu teilen. „Ich hätte den Gemeindegliedern auch Advents- oder Weihnachtsimpulse ohne Ende schicken können“, sagt Fricke. „Aber wenn es Menschen gibt, die gerade jede Hand brauchen können, dann gehe ich dahin.“

Kurz nach der Jahrhundertwende hatte Verena Krinke von Kirche genug. In jungen Jahren in der DDR Nonne, dann Erzieherin, kurz vor der Wende eine Ausbil-

dung zur Gemeindefreierin begonnen, erste Stellen. Der Bischof stimmte sie um. Statt Kündigung ein Sabbatjahr. Aber eines, das es in sich hatte: ein Jahr Indien, ein Jahr mit Straßenkindern.

Heute sitzt Verena Krinke wieder draußen, auf einer Bank irgendwo in Halle, und wenn es in der Woche nur ein paar Stunden sind. „Ohne Geld, ohne Telefon. Manche treffe ich da öfter. Die wenigsten wissen, dass ich von der Kirche bin.“ Und wenn sie es erfahren? „Dann machen sie die Erfahrung, dass Kirche auch nur dasitzen und zuhören kann.“

Manche finden auch den Weg in ihre Kreativwerkstatt unweit des Marktes. „Schief und Krumm“ hat sie den bunten Raum genannt, in dem sich jeder willkommen fühlen soll; nicht zuletzt die Leute, die sich als Erwachsene haben taufen lassen, in den Pfarrgemeinden Fremde bleiben und wieder ausgetreten sind. Mit kaum jemandem kann Verena Krinke besser über den Glauben sprechen als mit ihnen.

Aber reden müssen muss niemand. Wer kommt, kann sich auch nur an dem versuchen, was Krinke leicht von der Hand geht: Holzbildhauerei. Immer wieder schauen Schüler der drei Schulen vorbei, an denen sie eine Holz-AG anbietet. Oder Leute, die sie während der Corona-Pandemie zu Hause besucht hat. „Referenz für Suchendenpastoral“ lautet ihre offizielle Arbeitsplatzbeschreibung. Wer soll das verstehen? „Keiner. Hier heißt meine Arbeit nur Schief und Krumm.“

An die Schulen gehen und dabei nicht nur die wenigen katholischen im Blick haben – das hat den Hallenser Katholiken

ein Wessi vorgemacht. 2003 war der aus dem Münsterland stammende Diakon Reinhard Feuersträter als Krankenhausseelsorger in die Stadt gekommen. Es dauerte nicht lange, da wurde er regelmäßig zu Elternabenden eingeladen. Er hatte den Schulleitern geschrieben, dass er das Konzept der „Feier der Lebenswende“ vorstellen wolle. Die Heranwachsenden sollten nicht nur die Wahl haben zwischen der DDR-nostalgischen Jugendweihe und einer Schaumparty des Humanistischen Verbandes. Feuersträter hatte ein Ritual entdeckt, das im Bistum Erfurt für den Übergang von der Kindheit in die Jugend entwickelt worden war: fünf Treffen und eine Feier in einer Kirche, die es in sich haben sollten. „Was sind meine Werte? Was sind die Werte der anderen? Wo will ich hin? Was sind meine Zukunftsträume?“

In Halle ist die Zahl der Familien, die sich für die Feier der Lebenswende am Ende der 8. Klasse entschieden, explodiert. Mehr als 800 im Jahr sind es inzwischen. Krinke war eine Zeitlang Teil des Lebenswende-Teams. Mittlerweile sind auch die Evangelischen mit im Boot, die Organisation wird der Einfachheit halber für das ganze Bistum von Magdeburg aus gemacht. Krinke kann nun wieder häufiger sagen: „Ich geh auf die Straße, tschüs.“

Wie die kleine Kirche in Bad Liebenwerda liegt auch St. Marien in Schönebeck nicht im Zentrum der Stadt. Da waren einst die Protestanten vorn. Auch in Salzelmen, dem Nachbarort, waren Katholiken im ausgehenden Kaiserreich nicht willkom-

men. Also wurde die Kirche auf einem Acker auf halbem Weg zwischen beiden Orten errichtet. Längst ist das ländliche Idyll nicht einmal mehr zu erahnen. Eine Ausfallstraße säumt das Grundstück mit Kirche, Pfarrhaus und Kindertagesstätte.

Und auch die Protestanten wissen, was es heißt, eine Minderheit zu sein. „Die DDR hat ganze Arbeit geleistet“, meint Thomas Thorak, der Pfarrer der beiden Gemeinden St. Marien in Schönebeck und St. Johannes in Calbe (Saale). Noch neun Prozent der Schönebecker sind evangelisch, der katholischen Kirche gehören gerade einmal drei von hundert an. Viel mehr waren es mit Ausnahme der Jahre nach 1945 allerdings nie.

Nach Flucht und Vertreibung verschlug es viele Katholiken aus Schlesien und dem Sudetenland in das Land der Reformation. Als die Mauer gebaut wurde, waren die meisten längst in den Westen weitergezogen. Nach der Wiedervereinigung setzte ein neuer Exodus ein. Vor allem junge Familien kehrten ihrer Heimat den Rücken. Dennoch ist die unmittelbar neben der Kirche gelegene Kita gut besucht. Ob die Eltern katholisch sind oder die Kinder getauft, spielt keine Rolle. In Schönebeck geht es nicht darum, wer man ist, sondern wo.

Weil der Datenschutz es nicht mehr zulässt, dass der Pfarrer erfährt, wer aus seiner Gemeinde im Krankenhaus liegt, fährt Thorak regelmäßig hin. Die Utensilien für die Krankensalbung hat er immer dabei. „Wenn der Pfarrer extra kommen muss, ist es immer ein schlechtes Zeichen“, sagt der sechzig Jahre alte Geistliche. Dabei soll das Sakrament doch nicht die „Letzte Ölung“ sein, wie es früher hieß, sondern ein Zeichen der Zuwendung und der Hoffnung auf Stärkung. So war es auch während der Corona-Krise. Oft war er der Einzige, der zu Patienten durchgelassen wurde, wenn sie das Bedürfnis nach einem Gespräch hatten.

Auch unter den Schönebecker Katholiken hat die Corona-Pandemie vieles zum Stillstand gebracht. Langsam regt sich das Gemeindeleben wieder. Zur alljährlichen Religiösen Kinderwoche (RKW), dem unverwüsten Kind der DDR, ging es diesmal nicht an den Harzrand auf die Wiese des Benediktinerklosters auf dem Huy. „Mit Abstandsregeln zelten geht gar nicht“, meint der Pfarrer. Morgens Katechese, nachmittags gemeinsame Freizeit, alles fand in diesem Jahr in der Gemeinde statt. Die Folge: Es gab so viele Helfer wie nie. Auch das trägt dazu bei, beieinanderzubleiben.

Mehr aber noch der Kindergarten. „Wertevermittlung“ antwortet Thorak auf die Frage, warum viele Ungetaufte ihre Kinder in einen katholischen Kindergarten schicken. Werte aber gilt es nicht zu predigen, sondern zu leben. Verbindlichkeit zum Beispiel. Wenn sich der Firmkurs trifft, ist Thorak dabei, jedes Mal. Oder Aufmerksamkeit. Wenn im Kindergarten niemand da ist, der die Mitarbeiterinnen auf das Coronavirus testen kann, dann ist der Pfarrer zur Stelle – wenn er nicht ohnehin vor Ort ist wie an jenen beiden Tagen in der Woche, an denen er nach der Frühmesse Zeit für die Kinder und die Eltern hat.

Thorak könnte sich die Zeit auch anders einteilen. Im Bistum Magdeburg ist er Mitglied des Domkapitels und Vorstandsvorsitzender des Caritasverbands. Diese Aufgabe ist nicht minder spannend als die Seelsorge vor Ort. Denn so klein das Land ist, so groß sind die Berührungspunkte mit der Politik. „In der Migrationskrise 2015 war die Caritas als eine der ersten Organisationen zur Stelle“, erinnert sich Thorak. Was das Bistum seit

Montag

Die Gegenwart

Radikale Protestbewegungen werden mit dem Ende der Corona-Pandemie nicht verschwinden. Was bedeutet das für die Zukunft der Demokratie?

vielen Jahren in das Aufgabenfeld Migrationsdienste investiert hatte, zahlte sich aus. Heute ist die Caritas im Land führend bei der Anerkennung von Hochschul- und Berufsabschlüssen, die im Ausland erworben, aber hierzulande nicht anerkannt wurden. Dass nun eine Lehrerin aus Syrien an einer katholischen Grundschule unterrichtet, gilt als interreligiöse und interkulturelle Bereicherung – Kopftuch hin oder her.

Überhaupt findet sich unter dem Dach der Caritas Magdeburg ein Strauß an Diensten, der noch bunter ist als der einer Caritas im Westen: Kleiderkaufhaus, Schwangerenberatung, Altenpflege und Wärmestube ist das Einmaleins. Aber eine Beratung für gleichgeschlechtliche Lebensweisen? Oder Angebote für Opfer der SED-Diktatur? Selbst im Pandemiejahr 2020 leisteten 250 junge Erwachsene einen Freiwilligendienst in einer sozialen Einrichtung, die meisten von ihnen wie die meisten Mitarbeiter der Caritas auch ohne jede formelle Kirchenbindung. Der Qualität der Dienste am Nächsten tut dies keinen Abbruch.

Auch in Sachsen-Anhalt werden viele Dienste der Caritas durch öffentliche Zuschüsse refinanziert. Aber für annähernd zwanzig Prozent der Kosten kommt die Kirche auf – und das einstelligen „nur“ bei rückläufigen Mitgliederzahlen. Thorak weiß nicht, wie es mit vielen Stellen weitergehen wird, wenn vom Jahr 2025 die Unterstützungszahlungen aus den westdeutschen Bistümern ausbleiben werden. Doch warum sich schon heute grämen? Die noch 75 000 Katholiken zwischen Harz und der Lausitz werden wohl auch in Zukunft eine krasse Minderheit sein, aber eine schöpferische.



Martin Papke



Verena Krinke



Stefan Werner, Miriam Fricke



Thomas Thorak